

Das Haus der Geschichten

Alte Menschen sehen wir nur, solange sie rüstig sind. Nachher verschwinden sie aus dem öffentlichen Leben in den Pflege- und Altersheimen.

Text: Michael Walther Fotos: Stefan Jäggi

„Ja zu jedem neuen Tag“ steht auf dem Kalender in der Eingangshalle des Alters- und Pflegeheims Feld in Flawil und „18. Woche vom 27. April bis 3. Mai“. Als Wochenmotto darunter heisst es: „Wenn der Mensch keine Lebensplätze mehr hat, braucht er auch keine Arbeitsplätze mehr.“

Die Arbeit besteht aus Kaffeeausschenken, Frühstückverteilen, Bettenmachen, Lavabosreinigen, Kontaktaufnahmen. Während meines Zivilschutz-Einsatzes von vier Tagen hier habe ich nichts weiter zu tun, als in meinem weiten Pflegerhemd auf dem Stock herumzugehen und dabei zu reden, mit wem ich will, und zu helfen, wem ich will.

„Hilf“, sagt die Pflegerin Anita. Frau Gerwig* muss das Frühstück im Bett einnehmen und dazu etwas höher hinaufgezogen und hochgelagert werden. „Ich nehme sie hier“, sagt Anita und fasst Frau Gerwig an Rücken und Schultern. „Du da“, sagt sie und deutet auf Becken und Beine. „Ich?“ frage ich. „Ja“, sagt sie.“ Ich umfasse die Frau zwischen Gesäss und Knie.

Übergrosse Windeln zählen hier zu den unverzichtbaren Gegenständen. Zu Hause ist mein Kind gerade dabei, trocken zu werden.

Wenn es sich ergibt, bringe ich Frau Gerwig das Frühstück. 15 Minuten dauert es, bis sie in Zusammenarbeit mit mir die Brotscheibe eingenommen hat, die auf dem Tablett für sie bereitliegt. Im Zimmer ist es vollkommen ruhig. Während sie kaut, schaue ich zum Fenster hinaus. Ich denke nach, ohne zu wissen, worüber. Ein Geräusch bringt mich wieder zu Sinnen. „Grossartig“, geht es mir durch den Kopf, „dass eine Gesellschaft noch die Zeit hat, 15 Minuten lang jemandem das Frühstück zu geben.“

Ich sehe, dass Anita Frau Gerwig richtiggehend ins Ohr schreit und dass die Frau dann versteht und – wenn auch schlecht verständlich – auf Fragen Antwort gibt. Ich zögere, es Anita gleichzutun. Aber dann rufe auch ich Frau Gerwig ins Ohr, fast wie in einen Trichter. Ein Gespräch über einfache Dinge, das Wetter, das Befinden, ist möglich.

Mein Kind lernt gerade sprechen. Hier erfahre ich den Sprachverlust.

Jemand hat am Vorabend vergessen, Frau Gerwig die Zähne herauszunehmen. Nun ist ihr Gaumen ausgetrocknet. Sie kann das Frühstück nur unter Schmerzen einnehmen. Man muss ihr dringend die Zähne herausnehmen, damit ihr Gaumen sich erholen kann.

Ich benachrichtige niemanden. Das Kukident ist in den Lavaboschränken überall am selben Platz. Ich hole eine Tablette hervor und mache die Schale mit der Lösung für die Zähne parat. Dann nehme ich der Frau die Zähne heraus. Sie öffnet den Mund bereitwillig. Ich bekomme das Gebiss gut zu fassen. Es ist ganz einfach.

Mein Kind beisst längst mit seinen Zähnen. Hier haben sie die Zähne schon lange nicht mehr.

Frau Rüegg, eine elegante, noch vitale Frau, ist neu eingetreten. Ich betrachte ihr langes, zu einem Knoten aufgebundenes Haar. Am Tag danach begegne ich ihr vor dem Haus. Ihr Haar ist geschnitten und onduliert. „Ihr Haar wird nie mehr auf die alte Länge nachwachsen“, schießt es mir durch den Kopf.

Ich gratuliere ihr zur neuen Frisur. „Ja, die Haarpflege“, sagt sie, „ist einfacher so. Ich verstehe nicht, warum ich es nicht schon längst tat.“

Im Essraum sitzen dreissig Pensionärinnen und Pensionäre. Zwei von ihnen klopfen einen Jass. Einige spielen Mühle, Schach oder Eile mit Weile. Die meisten aber sind mit dem Ausmalen vorgezeichneter Bilder beschäftigt.

Ich habe den Satz im Ohr, dass am Ende die Menschen wieder zu Kindern würden. Ich habe das immer für einen etwas dummen, pauschalen Satz gehalten. Ich habe nie an seinen wahren Gehalt geglaubt.

„Es macht ihnen Spass“, sagt eine Betreuerin zu mir. „So sind sie beschäftigt.“ Die ausgemalten Vorlagen würden auf T-Shirts kopiert und im Dorf, wenn Markt ist, verkauft. Verschiedene Betagte aus diesem Altersheim hätten auch schon bei einem Wettbewerb um das schönste T-Shirt einen Preis errungen.

Mein Kind ist zweieinhalb Jahre alt und liebt „Usemole“ fürs Leben. Mein Kind kann noch nicht innerhalb der Vorzeichnung malen. Es fährt mit den Stiften über die Linien hinaus. Hier gibt es Pensionäre, die können noch innerhalb der Linien ausmalen, und solche, die können es nicht mehr.

Frau Wüst* möchte Mühle spielen. Sie weiss nicht mehr, wie das Spiel geht. Ich stelle verschämt fest, dass ich die Regeln ebenfalls vergessen habe. Die Betreuerin hilft mir. Ich lerne die Regeln sofort wieder. Frau Wüst lernt sie nicht mehr.

Ich kann die Mühle-Regeln noch nicht wieder, weil mein Kind zu jung ist, um Mühle zu spielen. Wäre es alt genug, hätte ich die Regeln wieder gekonnt.

Als einziger hat Herr Liberka statt Filzstiften Wasserfarben. Er war früher Kunstmaler. Im Treppenhaus hängt ein Bild von ihm. Bäume. Hügelandschaft. Öl auf Leinwand.

Nun malt er an einer Vorlage, die ein stark vereinfachtes Blumenornament darstellt. Mit dem trockenen Pinsel rührt er in der linken Handfläche, wie früher, als sich dort die Palette befand. „Man muss die Farben spielen lassen“, bringt Herr Liberka

endlich hervor. Mit nur ins Wasser getauchtem Pinsel streicht er dabei über das sich auflösende Papier.

Eines Nachmittags fahren wir in den Zoo. Wir hatten einen Kleinbus bestellt und konnten darin fünf „Rollstühler“ mitnehmen. Der Pfau im Zoo präsentierte sich minutenlang und von allen Seiten.

Der Pfau war so schön, wie ich ihn nur einmal, als ich noch ein Kind war, zu sehen bekommen habe.

Am meisten schwärmten die Pensionärinnen und Pensionäre von den Blustbäumen, die wir unterwegs sahen.

Einmal begleiteten wir zwei Pensionärinnen ins Dorf.

Mit dem Kinderwagen sind die Trottoirabsätze leicht zu nehmen. Aber für einen Spaziergang mit den schweren Rollstühlen sind die Absätze viel zu steil.

Die Pensionärinnen durften bestimmen, wohin sie wollten. Frau Hohlwegler hatte einige Einkäufe vor. Frau Engrisser wollte zu dem Haus gehen, in dem sie früher gewohnt hatte.

In der Drogerie kaufte Frau Hohlwegler eine Haarbürste. Auch Frau Engrisser kaufte etwas ein, eine Nivea-Creme. Danach im Café erzählten die Frauen aus ihrem Leben. Ihr Mann habe sich vor Jahren erkundigt, was er tun müsse, im Fall, dass er allein zurückbleibe. „Ich denk mengmol: „Du hesch mi scho echli früe verloo“, sagte Frau Hohlwegler. Frau Engrisser war glücklich, dass sie ihren früheren Wohnort und „mini Husmeischteri“ wieder einmal sehen konnte.

„Vielen, vielen Dank. Wir werden lange von diesem Nachmittag zehren“, sagte Frau Engrisser beim Abschied. „Es ist für den Besuch am Wochenende auch lustiger, wenn man etwas zu erzählen hat“, sagte Frau Hohlwegler.

Der Spaziergang hat an Länge kaum die paar hundert Meter zum Bahnhofskiosk übertroffen, die ich sonntags mit meinem Kind zurücklege, wenn ich die Zeitung hole.

Frau Jürgens* verfolgt während des Tages von ihrem Bett aus jede Regung auf dem Gang. Deshalb kann sie es nicht leiden, wenn man die Türe schliesst. „I hasse Zwäng. I ha se immer ghasst. I mag nur Suppe ässe“, sagt Frau Jürgens mit klagender Stimme.

Jeden Mittag verlangt sie während des Essens den Topf. Aber sie bekommt ihn nicht, weil ihre Zimmermitbewohnerin noch nicht fertig gegessen hat.

Jeden Mittag verlangt sie nach dem Mittagessen Kaffee. Aber Kaffee gibt es erst um 15 Uhr; wenn der Kaffeewagen durch den Gang rollt, haben alle Anspruch auf einen Kaffee.

Frau Jürgens will aufstehen. Aber sie leidet an Osteoporose. Sie kann sich nicht selber aufrecht halten. Beim Aufstehen knackt ihr ganzes Skelett während Sekunden wie ein ganzer Tannenwald.

Als es Kaffee gibt, trinkt Frau Jürgens den Kaffee und sagt beim Trinken, sie möge keinen Kaffee.

„Lustig ist das Rentnerleben“, singen die Pensionärinnen nach dem Gedächtnistraining. Auf einem Blatt mussten sie die Anzahl ineinandergreifender Kreise oder Quadrate ermitteln. Sie mussten kopfrechnen. Alle mussten sich eine Minute lang ein Kalenderbild einprägen. Dann sollten sie es den anderen beschreiben. Am Schluss wurde das Bild hochgehalten und vorgezeigt.

Wir vervollständigen Sprichworte. „Wers nöd im Chopf het...“ „...hets im Füdle“, vervollständigt Frau Kaeser*, die mit zwei Kolleginnen im einzigen Dreierzimmer der Etage lebt. Der Lustigkeit seiner Bewohnerinnen wegen nennen es die Pflegerinnen das 3-Mädel-Haus.

Solcherlei gibt gute Laune. Und so fährt Frau Wertmüller*, die von allen einfach Stefanie genannt wird, nach dem „Rentnerleben“ mit Singen fort. Zuerst jodelt sie. Und am Schluss singt sie noch „I bin en Italiano“.

Die Pflegerinnen und Pfleger haben die Pflegeetage dreigeteilt. „Trio“ heisst das hintere Drittel, wegen des Dreierzimmers. „Mitte“ ist die Mitte. Und „Chile“ heisst das vorderste Drittel, weil durch das Fenster an diesem Ende des Gangs nur noch die Kirche zu sehen ist.

„Chile“ ist die letzte Station nach der Pflegeabteilung und vor dem Friedhof.

Zu allen, auch zum Pfleger Andi, der sich hauptsächlich um ihn kümmert, sagt Herr Maurer* „Frölein“. Bis letzten November war er noch jeden Morgen mit dem Mofa zum Bahnhof gefahren, hatte den Viertel-vor-sieben-Uhr-Zug in die Stadt genommen, und war um acht Uhr schon wieder vom Einkaufen zurück. Dann hat Herr Maurer einen Schlaganfall bekommen.

Es ist 17 Uhr und heiss. Vor dem Fenster, das auf den Kirchturm blickt, sitzt Herr Maurer an seinem Tisch. Es gibt „Chlöpfer“ und Brot. Drei Dutzend grosse gebrühte Cervelats schwimmen in der Pfanne. Die Pensionärinnen und Pensionäre greifen mit Lust zu.

Die „Chlöpfer“ sind für – die *Frauen und Männer ein Festessen*, weil sie für sie *als Kinder ein Festessen waren*.

„Gömmer jetz denn hei?“ fragt Herr Maurer während des Essens. „Herr Maurer, mir sind scho dihei.“ – „Wo simmer dihei?“ – „Im Alters- und Pflenheim Feld, Herr Maurer.“ – „Jo was! Und nochher, wohere gömmer nochher?“ Ich reisse meinen Blick vom Kirchturm weg. Ich wische Herrn Maurer ein Stück Fleisch vom Kinn. „Is Bett, Herr Maurer, nochher gömmer langsam is Bett.“ – „Isch das guet“, sagt Herr Maurer und isst weiter.

Auch im Alters- und Pflegeheim Feld gibt es Montagmorgen und Freitagnachmittag. Nie aber ist die Stimmung gelöster als an einem Freitagnachmittag, wenn es heiss ist und wenn der Sommer kommt. „Hööi“, brüllt Herr Langenegger* cholerischer als sonst. „Frölein!“ ruft Herr Maurer eindringlicher als sonst. Im „3-Mädel-Haus“ sind die Bemerkungen spitzer als sonst.

„I weiss gar nöd, wo ni hisöll“, sagt Frau Wüst wie immer nach dem Essen. Als Parkinson-Kranke braucht sie für jeden Richtungswechsel ein Kommando. Sagt man ihr „Gehen Sie in den Lift“, geht sie in den Lift, sagt man, „Sie können ins Zimmer gehen“, geht sie ins Zimmer. Es braucht fünf, sechs Kommandi, bis Frau Wüst auf dem Sessel sitzt. „Hend Sie heisses Bluet“, sagt Frau Wüst, als ich ihre Hand loslasse und mich verabschiede.

Ich sehe, dass der Satz, wonach die Erwachsenen am Ende wieder zu Kindern werden, wahr ist. Ich erfahre seinen konkreten Hintergrund und stelle fest, wie sich mit unerbittlicher Härte der Lebenskreis schliesst.

Als ich zum erstenmal hinging, musste ich die Adresse des Alters- und Pflegeheims Feld nach einem Plan suchen. Nun laufen in meinem Kopf die Geschichten ab. Wenn ich nachts mit dem Zug nach Hause fahre, weiss ich, in wessen Zimmer Licht brennt und Schlaflosigkeit herrscht. Ich kann aus der Distanz sogar das Badezimmerfenster identifizieren.

Es ist nicht so, dass man in der Schweiz keine Betagten sähe. Sie sind unübersehbar, solange sie mit roten Socken unterwegs sind und das Generalabonnement geniessen. Aber wenn diese Zeit vorbei ist, sieht man sie nicht mehr. Dann verschwinden sie im Altersheim und tauchen bis zu ihrem Tod nicht mehr in der Öffentlichkeit auf. Nur wer sie besucht, bekommt sie zu Gesicht. Nur wer sie pflegt, weiss, wie sie am Schluss leben.

* Namen von der Redaktion geändert.

Mai 1998

Erschienen am 20. August 1998 in der „Schweizer Familie“